Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 42

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Wie steht es eigentlich so mit der Rechtsgleichheit?

Kürzlich habe ich in einer sehr seriösen Zeitung gelesen, dass eine Frau – ein junges Mädchen – das Schiffskapitäns-Diplom gemacht habe. Es ist ohne weiteres anzunehmen, dass sie auch die vorhergehenden Schulen und Examina mit Erfolg durchgemacht hat.

Da ich ein technischer und mathematischer Trottel bin, ist mir vor Bewunderung geradezu der Schnauf weggeblieben.

Dann aber dachte ich mir in meiner stillen, vornehmen Art: Warum nicht, zum Donner?

Ob sie bereits Gelegenheit gehabt hat, den Beruf auszuüben, und wie er ihr bekommt und gefällt, hoffe ich sehr, irgendeinmal zu lesen oder zu hören. Mir scheint, das wäre nun wirklich etwas für ein Fernsehinterview. Aber vielleicht hat es bereits stattgefunden, und ich habe es, wie so manches, verpasst.

Nun, die Ausbildung, das steht fest, hat sie jedenfalls machen dürfen.

Bei uns dagegen, im Kanton Bern, darf dafür ein Mann nicht einmal das Seminar machen, geschweige denn das Diplom, wenn er nämlich so verschroben ist, Kindergärtner werden zu wollen.

Nenein, sagte die Berner Regierung, so etwas könne man nicht zulassen.

Da hat also ein junger Neuenburger ins Kindergärtnerinnenseminar Delsberg eintreten wollen, was ihm noch rechtzeitig verboten worden ist.

Die Zulassung eines Mannes für die Vorschule, sagen die Herren von Bern, wäre «schwer begreiflich» gewesen, weil im Kanton Bern der Schulunterricht bis zum vierten Primarschuljahr in der Regel durch Frauen zu erteilen sei. Schwer begreiflich für wen? Und seit wann ist es so? Und warum?

Mir scheint die *Nichtzulassung* schwer begreiflich, wenn überhaupt.

Es ist zwar schon ein Weilchen her, seit ich in die Primarschule eintrat. Da hatten wir in den ersten zwei Jahren in der Tat eine Frau. Es war eine saure Gurke. Dann kam in der dritten Klasse ein herrliches Jahr mit einem begeisterten, vergnügten jungen Lehrer, der uns für alles zu interessieren verstand, was uns bei einem andern vielleicht gelangweilt hätte. Und in der vierten, wo wir unsern Vielgeliebten den blöden Drittklässlern hinterlassen mussten, war da «ein Alter». Ich könnte heute nicht mehr sagen – soweit ich es damals hätte sagen können –, wie alt er war. Er hatte ein strenges, mageres, faltiges Gesicht und war unglaublich geduldig, und nach kurzer Zeit hatten wir ihn genauso gern wie den Jungen. Auch war er, was uns schon damals auffiel, von einer unerschütterlichen Gerechtigkeit.

Soviel über die ersten Jahre, wo «die Regel» nach weiblichen Lehrern verlangt hätte.

Rückblende in die Häfelischule: Dort hatten wir eine Schwester mit Haube und allem, was damals dazugehörte. Sie tat, was sie konnte. Es war langweilig, und die Schlüsselkinder unter uns packten ein und kamen nicht mehr – von allen beneidet.

Ich dachte eigentlich, die Zeiten, wo man immer von «Männerberufen» und «Frauenberufen» redete, seien allmählich vorüber. Natürlich gibt es noch typische Männerberufe, wie zum Beispiel beim Bau.

Aber was könnte eine nettere «Eignung» sein, als die eines jungen Mannes für die Beschäftigung kleiner Buben und Mädchen, zumal jetzt, wo soviel gebastelt wird, und gezeichnet, und Musik gemacht und gemalt und sogar – wie in einem Kindergarten in meiner Nachbarschaft – sogar gelegentlich gekocht wird?

Den Kleinen das beizubringen, ist gar nicht so einfach, und Scherenschnitte machen und was weiss ich.

Eine Kindergärtnerin muss das alles zustandebringen und noch viel mehr.

Aber ein Mann kann das nicht, nach Ansicht der Berner Regierung.

In der Begründung stehen seltsame Sachen: «Eine Ueberprüfung der bisherigen Praxis wäre höchstens denkbar, wenn die Ausbildung in einem Kindergartenseminar Voraussetzung wäre für ‹Berufe, die für Männer in Frage kommen›.» «Damit wäre Gewähr geboten, dass für einen Mann die Arbeit auf der Vorstufe höchstens temporär ist, und die mit dem Alter sicher auftretenden Belastungen somit wegfallen.»

Das wär's. Die letzten zwei Sätze verstehe ich überhaupt nicht. Aber die bernische Grossrätin Marie Böhlen scheint eine ebenso bernisch-lange Leitung zu haben wie ich.

Welches sind die mit dem Alter auftretenden Belastungen? Treten sie bei Frauen nicht auf?

Ich frage dies ohne alle Polemik, ich möchte es einfach wissen.

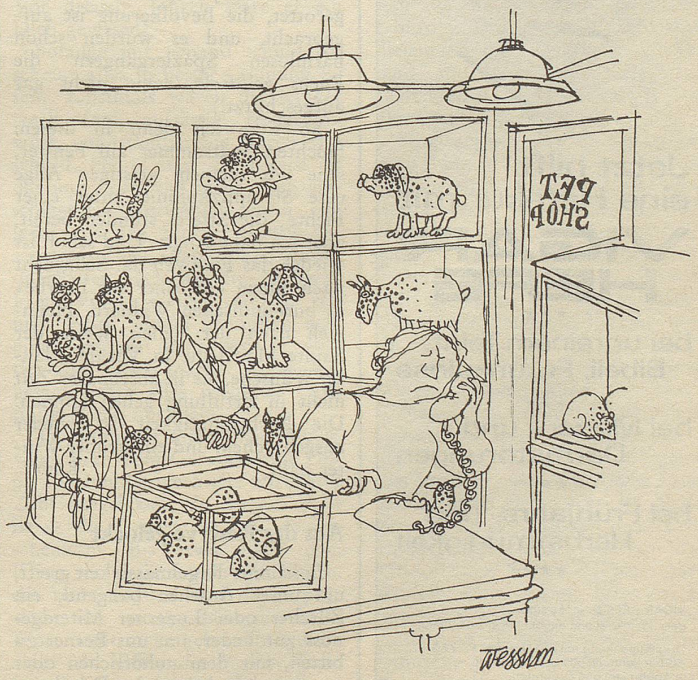
Uebrigens: gar so weit liegen die Zeiten noch nicht zurück, wo gegen die Zulassung von Frauen am Seminar protestiert wurde.

Man sollte sich endlich einigen und etwas anderes in den Vordergrund stellen als das Geschlecht, nämlich die Eignung. Dies gilt für alle Berufsarten. *Bethli*

Ich habe zu meiner Verwunderung bloss zwei Leserinnenzuschriften erhalten, die allerdings deutlich negativ auf den regierungsrätlichen Erlass reagierten.

Ueber die Freuden einer Mueter und wie sie ein jähes Ende nehmen

Es gibt hierzulande eine Mueter, die schon jahrzehntelang im Betrieb steht, aufgestellt oder mürrisch, oft mit den Ketten rasselnd, eher zu leiser Langeweile neigend, weil zu faul, um sich im Putzen zu selbstverwirklichen, durchaus ungern zu Opfern bereit, eher zu Lausbubereien, wann immer sich eine Gelegenheit bietet. Diese Mueter nähet nicht und bastelt nicht, verzellt auch keine Geschichten, aber der liebe Ehemann ernährt sie doch, liebet sie von Herzen, und die Kinder kamen bis dato nicht zu Schaden. Fragte man die Mueter jeweilen, was sie am liebsten tun würde, so hatte sie immer eine Auswahl an Vorschlägen bereit. Sie würde liebend gerne mit dem Angetrauten oder einer Freundin in Fiesole auf einem Mäuerchen unter einem Feigenbaum an der Sonne sitzen, ein Bitz Brot, etwas Schafkäse und eine Flasche Orvieto secco neben sich, oder sie möchte auf dem Piazzale Michelangelo stehen, wenn die Glocken von Florenz den Feierabend einläuten; sie sähe sich aber auch in den Wäldern der apuanischen Alpen, dort wo um die Mittagszeit die heisse Luft zittert und es so still ist, dass man den Pan auf seiner Flöte blasen hört, dort möchte sie Steinpilze suchen. Diese Wünsche einer Mueter sind zu ei-



«Wen rufst du zuerst an, den Hausarzt oder den Tierarzt?»

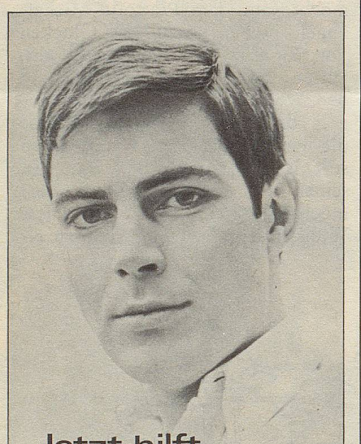
nem guten Teil im Laufe der Jahre in Erfüllung gegangen, und sie wird unendlich viele Bilder und Empfindungen mit ins Grab nehmen. Gemessen aber an der Häuslichkeit, Sesshaftigkeit und am Pflichtgefühl ihrer Mitschwestern ist und bleibt diese Mueter ein Nichtsnutz unter den Müttern.

Vor vielen Jahren hatte ich ein spritziges Meitschi aus dem Neuenburgischen als Hausgenossin, das mir für ein Taschengeld bei Kind und Kegel an die Hand ging. Während der Sommerferien in den Bündner Bergen überliess ich die lieben Kleinen einmal nichtsnutzig dem Papi und begab mich mit meiner jungen Gefährtin auf die Strieli durch Wälder und Alpweiden, wobei sie, die von Hause aus Pilzkundige, auf haufenweise Sommersteinpilze stiess, die wir in einem Kopftuch nach Hause brachten. Da es ein regenreicher Sommer war, konnten wir unsere Beutezüge fortsetzen, fanden auch Eierschwämme und Schirmlinge und verwandelten abends die Ernte in kulinarische Höhepunkte, indem wir sie einem guten Fleisch zugesellten. Dass wir auch sonst noch von den Beeren des Waldes leben konnten, vervollkommnete diesen wunderbaren, erdnahen Sommer, der zugleich für mich die Entstehung eines Hobbys bedeutete, das mein unsinniges Fernweh kanalisieren half.

In den folgenden Jahren durchstreifte ich den Schwarzwald und das Elsass, von Mann, Kindern oder Freundinnen begleitet, zuweilen auch allein, mit dem leisen Grauen der Einsamkeit in einem Walde. Die Beute war nie sehr gross, oft nicht einmal znachtfüllend in all diesen Jahren. Wie oft habe ich mit viel Liebe und Peterlig ein halbes Dutzend Eierschwämme zubereitet, und als mein Mann und ich an einem Sonntagmorgen im April im Jura elf Morcheln fanden, war das für uns der Höhepunkt unserer ganzen Pilzära. Zaghaft versuchte ich in der Folge, das «Sortiment» ein wenig auszuweiten, glücklich über den Fund von Stockschwämmen oder einem satten Maronenröhrling. Letztlich war aber für mich das Naturerlebnis und das Zusammensein mit mir nahestehenden Menschen immer im Vordergrund. Wie manchem ging, wenn wir, klatschnass bis auf die Knochen, im Unterholz hockten, aus vollem Herzen der Mund über, wie manches gute Gespräch liess sich nach stundenlangem Marsch bei einem Glas Spätburgunder Weissherbst, Speck und Brot führen. Wie oft wurde ein maulendes Kind wieder zutunlich, und wie zufrieden war ich jeweils, wenn mein abgekämpfter Mann an meiner Seite, unter weiten Tannen schreitend, wieder heiter und munter wurde. Niemand wird mir je weismachen können, diese Freuden seien auch auf den ausgelatschten Pfaden des nahen Gempen nachvollziehbar; und fernere Wälder, Pilzwälder, kann ich nicht mehr aufsuchen, seit ich weiss, dass die Behörden ennet der Grenze drauf und dran sind, ein Pilzsammelverbot zu erlassen. (Scheint's haben die Basler [?] sämtliche Pilze ausgerottet, die Bevölkerung ist aufgebracht, und es wurden schon harmlosen Spaziergängern die Pneus gelüftelt, wenn nicht gar aufgeschlitzt.)

So sitze ich denn in diesem feuchten Spätsommer am Fenster, sehe vor meinem geistigen Auge eine Steinpilzkolonie unter einer Fichte; die Stiefel stünden bereit, aber ich habe Angst. Und schon ist wieder das Fernweh da. Sehnsucht nach einem «déjeuner sur l'herbe» in burgundischen Wäldern, Heimweh nach der hellen Weite der Sainte Madeleine in Vézaley, lauter Wünsche, die in absehbarer Zeit nicht in Erfüllung gehen können. Die Nichtsnutzigkeit ist wieder ausgebrochen, und ein struber Winter naht.

Ruth L.



Jetzt hilft eine Hefekur mit

VIGAR HEFE

***

bei unreinem Teint, Bibeli, Furunkulose

***

bei Magen- und Darmstörungen

***

bei Frühjahrs- und Herbstmüdigkeit

***

VIGAR-HEFE Dragées sind geschmackfrei und angenehm einzunehmen

Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.50
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 15.–
in Apotheken und Drogerien

Aus der Reserve gelockt

In schöner Regelmässigkeit greift, um unser Ansehen bangend, ein Zürcher oder Luzerner Miteidgenoss zur Feder, um uns Berner zu bitten, mit dem unhöflichen oder sogar groben Ausdruck «*Dihr* heit» aufzuhören und das doch so viel feinere «*Sie* hei» zu gebrauchen. In guten Entgegnungen kann man dann lesen, dass das «Dihr» zum Berndeutschen gehört und etwas anderes für uns einfach unnatürlich tönt. Wir sprechen zu allen Menschen gleich. Was bedeuten denn aber, liebe Nordostschweizer, Ihre Worte «hender» und «wender»? Sagen Sie so zu Menschen, die weniger gebildet oder ärmer sind? In einer Zeit, da es sich langsam herumspricht, dass innerer Anstand mehr zählt als Rang und Name?

*

Man scheint auch sonst nicht mehr so zufrieden zu sein mit uns Bernern. Jurassische Gemeinden erschrecken uns mit der Losung «los von Bern». Wo sind die Zeiten der Einigkeit geblieben, wie sie aus einer vergilbten Kartenphoto spricht, die mir kürzlich in die Hände kam? Mein Vater hat sie im Grenzbesetzungsjahr 1914 an seinen Bruder im Füs Bat 32/II geschickt. Die Photo zeigt meinen Vater mit einem weitern Korporal und sechs Soldaten unter einem Baum beim innern Dienst. Sie sehen fast grimmig-entschlossen drein und lachen nicht. Denken sie wohl an zu Hause und ob die junge Mutter mit den kleinen Kindern zurechtkäme, ohne Lohnersatz und deshalb mit dem Policemützen-Nähen? Derweil es an der Grenze und auf der Karte so aussah: «Werter Bruder! Wo steckst Du wohl? Ich meinerseits bin gesund in ‹Les Rassines› ob Delémont angelangt. Aber was für ein Ort! Keine Wirtschaft, keine Handlung, kein Trinkwasser, allerwelt nüt. Ig täts nümm ushaute ohne Tubakpfyfe. Frdl. Grüsse Felix.» An seinem Käppi wie auf dem Feldpoststempel steht die Zahl des Berner Bataillons 35.

Der jüngern Generation stellt sich die bange Frage: Was haben wir seitdem falsch gemacht?

Marguerite

Fabelhaft ist Apfelsaft

ova Urtrüeb

bsunders guet

Brief aus Peru

Ob Frau oder Fräulein – die jeweilige Anrede wird hier in Peru ganz subjektiv gewählt. Schon nicht mehr ganz taufrische Ausländerinnen, die erst kurze Zeit hier wohnen, fühlen sich meistens sehr geschmeichelt, wenn sie vom Verkäufer im Laden mit «Señorita» angesprochen werden. Die Ernüchterung kommt dann, wenn sie herausfinden, dass es viele Hiesige – vor allem einfachere Leute – höflicher dünkt, eine Frau mit «Señorita» anstatt mit «Señora» anzusprechen. Es tut dem «Señorita» übrigens auch keinen Abbruch, wenn man mit einem ganzen Rudel offensichtlich eigener Kinder erscheint!

Diese an sich sympathische Sitte war mir nur einmal wirklich peinlich, und das kam so: Der Besitzer unseres Brotladens ist italienischer Abstammung und schon deshalb besonders freundlich und humorvoll. Es war gegen 6 Uhr abends und der Laden voll von Kunden, die gelangweilt für die frischen Brötchen anstanden. Ich erwartete in Kürze mein drittes Kind, und mein Zustand war mit dem besten Willen nicht mehr zu übersehen. Neben und hinter mir klebten Nummer eins und zwei, jedes an einer Brezel kauend. Wie gewohnt nahm der Italiener mein Geld mit einem freundlichen «Muchas Gracias, Señorita» entgegen. Nach einer wirkungsvollen Kunstpause presste er dann mit angeborenem Sinn für dramatische Wirkung seine Hand aufs Herz, drehte seine Augen um Verzeihung flehend gen Himmel und korrigierte sich mit gut gespielter Zerknirschung: « Oh, disculpa – *Señora*!», indem er gleichzeitig einen langen und vielsagenden Blick auf meinen Bauch warf. Da er von Natur aus eine nicht gerade leise Stimme hat, drehten sich viele der Wartenden nach uns um und unterdrückten nur mühsam ein Grinsen, nachdem sie die Situation erfasst hatten – manche machten nicht einmal diese ehrenwerte Anstrengung und lachten fröhlich über den gelungenen Spass. Hochroten Kopfes verliess ich mit meinem Anhang eiligst den Laden und schwor mir, bis nach meiner Entbindung kein Brot mehr zu essen – oder es zumindest nicht mehr selber zu holen!

Im Gegensatz zu Händlern und Verkäufern sagt mir meine zwar

nicht schwarze, aber doch dunkelbraune Perle immerhin «Señora», duzt mich jedoch dabei. Das bedeutet nun nicht etwa, dass sie unhöflich oder respektlos wäre; aber sie kommt aus den Bergen, und da sagt man eben du. Ich erinnere mich übrigens gut, dass es mein Grossvater ebenso hielt. Er sagte jedem du, mit der Bemerkung: «Der Herr isch im Himmel!»

Jedenfalls habe ich mich mit den Jahren an das eine wie das andere gewöhnt, ja es sogar liebgewonnen. Vielleicht liesse sich sogar das leidige Frau-oder-Fräulein-Problem der deutschsprachigen Länder in diesem Sinne etwas auflockern?

Ursula

Zu Deiner letzten Bemerkung: S wär afe Zyt! *B.*

Meine Zeit, deine Zeit

Man sollte eigentlich annehmen dürfen, dass jedes Menschen Tag gleich viele Stunden hat. Nun passiert es mir aber immer wieder, dass meine Stunden von gewissen Mitmenschen als weit weniger kostbar gewertet werden als ihre eigenen.

So denke ich da z. B. an meinen früheren Zahnarzt, einen begeisterten Hobby-Reitersmann, der aus irgendeiner Wahnidee heraus zwei Stühle auf einmal bediente.

Wenn ich Durchschnittspatient nach mindestens einstündigem Warten dann jeweilen das Glück hatte, in einem seiner Stühle Platz nehmen zu dürfen, so war die Erlösung von meinen Zahnschmerzen noch lange nicht nahe, sass doch im Stuhl im Nebenzimmer ebenfalls ein vor mindestens einer Stunde bestellter Patient. Glauben Sie nun aber nicht, dass der pferdefreundliche Zähnedoktor bei diesem Hin und Her schizophren wurde, im Gegenteil. Seine frohe Laune untermalte er stets mit dröhnenden Schlagern von Rosen und ungeküssten Mädchen, und kam vielleicht gar ein Reiterkollege des Wegs, liess er seine Kunden gerne mit offenem Munde dasitzen – wer kann denn schon beweisen, dass eine Porzellanfüllung nicht 3/4 Stunden trocknen muss – und erging sich in für ihn äusserst spannenden Pferdegesprächen. Eines Tages wurde es mir dann doch zu bunt, und ich ging nicht mehr hin, doch wie ich höre, wütet der Mensch weiter mit der Zeit seiner Mitmenschen.

Aehnlich treibt es der Ohrenarzt. Wer mit ihm ein Rendez-vous abmacht, wird mit charmantem Akzent aufgefordert, doch bitte ja auch ganz pünktlich zu sein. Nun kenne ich aber Ohrenleidende, die bis zu vier Stunden in seinem Wartezimmer ausgeharrt haben. Ein Geschäftsmann, der eines Tages aufbegehrte und drohte, er werde dem Arzt eine Gegenfaktura mit seinem Stundenansatz stellen, hat nun das ausserordentliche Privileg, durch ein Hintertürchen bedient zu werden. Die anständigen Patienten warten weiter. Denn in jenem Städtchen gibt es keinen zweiten Ohrenarzt. Wieso kann sich auch dieser Mensch nicht organisieren?

Wieso trifft man diesen Mangel an Disziplin immer wieder bei Aerzten an?

Susi

«Uebergewicht? Dann muss ich wohl die Hoteletiketten entfernen.»

Wer ist schuld?

«Wenn irgend etwas lätz geht, ist jemand daran tschuld.»

Ich warte zuerst auf Applaus, denn mit diesem Spruch wird niemand zu hadern wagen. Nicht nur in der Schweiz, weltweit wird immer nach dem Schuldigen gesucht, dem Sünder, dem Aggressor, dem Hintergründling. Und gelegentlich findet man ihn auch.

Dass bei der Kindererziehung manchmal etwas schiefgeht, dürfte bekannt sein. Mindestens im passivum kann da jeder ein Liedlein davon singen. Aber *warum* geht es schief? *Wer* ist tschuld? Ich habe es mir lange überlegt, habe ich doch Erziehung passiv und aktiv reichlich erfahren. Und nun bin ich zu einer Erkenntnis gekommen (einem konzeptualen Durchbruch, für die Gebildeten): Das Problem ist chronologisch, und in der Chronologie ist die Lösung zu suchen. Da heute doch niemand mehr lange Abhandlungen liest, habe ich alles schön in Schemaform zusammengefasst. Bitte:

Schuld (1945)	*Ereignis*	*Schuld* (1975)
Der Bub. Er ist dieser Tage etwas cholderig gewesen und hat kein Mittagschläfchen gemacht.	Kleiner Bub rollt sich in voller Post täubend auf dem Boden.	Die Mutter. Sie hat die geistige Entwicklung des Buben gehemmt, er hat ein Häfeli!
Das Mädchen. Es ist wüst, und der liebe Gott wird ihm gar nie mehr ein Brüderchen bringen!	Kleines Mädchen nimmt kleinerem Bruder ein Spielzeug weg und haut ihm damit auf den Kopf.	Die Eltern. Erstens hätten sie sich möglicher Eifersuchtserscheinungen bewusst sein sollen, ehe sie der Familie ein kleines Geschwisterlein aufdrängten.
Der Bub. Er ist ein Söigof und soll sich so etwas nie wieder einfallen lassen!	Kleiner Bub macht an eher öffentlicher Stelle ein Brünneli.	Der Vater. Er leidet an sexuellen Verdrängungen, die er auf den Buben überträgt.
Das Mädchen. Es ist frech.	Kleines Mädchen gibt in der Schule unpassende Antwort.	Der Lehrer. Er sollte die schöpferische Phantasie seiner Zöglinge zu schätzen wissen und sie fördern.

Und so weiter und so fort, bis ein recht grosser Bub schliesslich ein Auto stiehlt, und daran selbstverständlich die Eltern schuld sind. Vor dreissig Jahren wäre er ein Dieb gewesen!

Solange nur jemand schuld ist, scheint alles in bester Ordnung zu sein. Einstmals waren die Kinder frech, faul, aufsässig, respektlos, wüst, unanständig. Sie waren also schuld. Heute sind die Eltern all das und noch viel mehr. Den einschlägigen Wortschatz kann sich jeder aus den Bunten Blettli zusammensuchen, damit ein Sekundarschüler auch all die richtigen Fremdwörter weiss, wenn er seinem Vater einmal gründlich auseinandersetzen muss, was er wieder alles falsch mache. Somit, wie gesagt, wäre alles in bester Ordnung. Wenn nur nicht –

Ja, wenn nur nicht! Wie immer, wenn man vom Geraden aufs Ungerade hinüberwechselt, wird eine Zahl ausgelassen. In diesem Falle ist es die Generation, die dazwischenkam. Bis etwa nach dem Krieg waren es immer die Eltern, die recht hatten, und die – pardon! ich weiss, dass man das Wort nicht mehr gebrauchen darf, aber ich hoffe, die Zensur habe für den historischen Wert dieser Abhandlung Verständnis! – also, die Gofen waren tschuld. Dann kam die Rock-Generation, dann kam der gute Benjamin Spock, und auf einmal war die Schuld fest auf die Schultern der Alten gebürdet. Die ungerade Zahl sind diejenigen, die ungefähr vor, während und nach dem Krieg zur Welt kamen, in den dreissiger und vierziger Jahren.

Eine sündige, schuldbelastete Jugend lang warteten sie, innerlich schmunzelnd, bis sie dann auch einmal recht hätten. Bis sie sich einmal wundern könnten, wo eigentlich der Peter all die unglaublichen Mödeli herhabe, warum auch die Erika vor dem Schlafengehen immer so ein Theater mache. Von *mir* hat sie das nicht! Stell dir vor! So hätte ich *meiner* Mutter kommen sollen!

Inzwischen hat sich die ungerade Generation brav vermehrt und möchte sich auch gelegentlich einmal so recht entrüsten – und kann nicht mehr! Denn wer ist heute tschuld an den Mödeli und dem Theater und allen Unarten der Kinder? Die Alten! Es wäre tatsächlich eine saftige Demonstration wert, aber davon hemmt und hindert sie die vor dreissig Jahren genossene vorzügliche Kinderstube. Und wer ist *daran* tschuld?

Heidi